

nachzuräumen. „Trudchen will es“, war das Gesetz, welches das ganze Schloß regierte und wenn Trudchen nicht wollte, dann gab es auch keine Macht, das Trostlöpschen zu beugen. Die rechte, echte Vaterliebe verstand Graf Kunibert nicht, in dessen Herzen das heiligste Gefühl der Menschenliebe ja nie gelebt bis zu dem Augenblick, da sein Töchterchen in den Himmel wollte, weil es auf Erden keiner mehr lieb habe. —

Auch Reginalds Leben war seit dem Tode der Gräfin, seiner Beschützerin, ein anderes geworden. Er war nun zehn Jahre in Steinhäusen und da man bei seiner Ankunft sein Alter auf vier Jahre geschätzt hatte, so ward er zu Michaeli eingefegnet. Kurz vorher war sein Pflegevater gestorben und sein Adoptivbruder, mit dem er nie sehr gut gestanden, erklärte ihm nun rund heraus: er könne nicht die alte Mutter und ihn ernähren; er möge nun seinen Lebensunterhalt sich selbst suchen.

Reginald fügte sich mit Ingrimm, es blieb ihm nichts anderes übrig, da ja jetzt Niemand da war, der für ihn sorgte; ein Herrenleben zu führen wie der Graf, war ihm nun einmal nicht beschieden. Aber die Arbeit, die der junge Werner that, weil er keine andere Lebensbeschäftigung kannte und wünschte, verächtete Reginald lässig, mit Widerstreben und Ungehorsam und oft ward er hart angelassen von dem Bruder, ob seiner Trägheit und Nachlässigkeit, wie derselbe es nannte. War das Verhältnis der beiden Menschen nie ein brüderliches gewesen, so ward es jetzt ein feindseliges und tagtäglich kam es zu Reibereien und Konflikten zwischen ihnen.

Im ganzen Dorf hatte er unter den Knaben seines Alters auch nicht einen Freund; er hatte es nie recht leiden können, wenn man ihn Findling genannt hatte und war daher den Kindern aus dem Wege gegangen. Später, als ihm die Abnung kam, daß das Wort für ihn noch eine schlimmere Bedeutung habe, als er begreifen lernte, wer und was er möglicherweise war, rächte er sich nach Knabenart so wüthig an Jedem, der es wagte, ihm jenes Wort zuzuwenden. War er früher nie beliebt gewesen, so war er jetzt gefürchtet und die ganze Dorfgesellschaft schenkte ihm den Rücken.

Das Grab der Mutter, wo er als Kind die schönsten Stunden seines Lebens, bei seinen Vätern verbracht hatte, mied er geflüchtlich, er hegte für die Tote keine achtungsvolle Liebe und haberte wegen seines Daseins, das ihm eine Last war.

Nur einen Lichtpunkt gab es in seinem unglücklichen Dasein: die Erinnerung an jene Stunde in der Todtenkapelle, wo das holde, liebliche, kleine Schloßfräulein in seinen Armen geschlummert; jenes süße Kind suchte er mit heißer Sehnsucht, aber es kam nie ins Dorf, nicht einmal auf den Schloßplatz. So war es denn eine andere Stätte, die ihn, nachdem er das Grab der Mutter mied, magnetisch anzog. In seinen Freistunden stand er am Gitterthor des großen Parkes; wohl konnte er das Schloß hier durch die Wipfel der hohen Bäume sehen, aber es war nicht das, was ihn hier bannte, sondern die Hoffnung, nur einmal aus der Ferne klein Trudchen zu sehen. Zwei Jahre harrete er vergebens auf ein Wiedersehen, aber — der Mensch weiß oft nicht, was er wünscht — dies Wiedersehen sollte seinem armen, vereinsamten Leben den letzten Rest von Poesie und Glück nehmen.

Zum zweitenmale blühten die Rosen, seit Frau Selma zur ewigen Ruhe eingegangen war, die Hitze eines klaren, hellen Zultages lag über Steinhäusen. Wohl wären die hohen, kühlen Räume des Schlosses einladender gewesen, als die glühende Lust draußen, Trudchen zog es jedoch vor, in den Garten zu gehen, aber allein, die Gouvernante, die der Graf gleich nach dem Tode seiner Gattin engagirt hatte, durfte nicht mit und das war ja Gesetz. „Trudchen wollte meine Begleitung nicht“, war hinlängliche Entschuldigung aus dem Munde der Dame dem Grafen gegenüber, wenn derselbe sie nach ihrer kleinen Pflegebefohlenen gefragt hätte. Es konnte dem Kinde auch nichts geschehen, Garten und Park war abgegrenzt, die Abneigung der Kleinen gegen die hohen schattigen Laubgänge kannte man ja und sollte sie auch dieselbe eines Tages überwinden, so war doch die eiserne Gitterthür, die zwar am Tage nicht zugeschlossen, doch eingeklinkt war, so daß die zarte, schwache Kraft des Kindes sie nicht zu öffnen vermochte.

Trudchen dachte heute an den Robinson, den ihr Fräulein im Winter vorgelesen und wollte einmal auf Entdeckungstreifen gehen, d. h. das Ende des Parkes aufsuchen, dazu hatte das Fräulein im Schloß bleiben müssen. Sie kam sich selbst wie ein zweiter Robinson vor, als sie unter den hohen Bäumen des Parkes hinschritt, auf bisher noch unbetretenen Wegen; zum ersten Mal überkam sie keine Furcht unter dem Schatten jener uralten Bäume, sondern sie kam sich sehr heldenhaft vor und meinte, bald Robinsons einsame Insel zu erreichen, wenn sie fortgehe.

Längst trug sie das schwarze Kleid nicht mehr, nur wenige Wochen hatte sie es an sich gebuldet, dann verlangte sie die bunten Kleider wieder, die sie getragen, als die Mama noch lebte und Trudchens souveräner Wille stieß selbst die Traditionen des alten Grafenhauses um, die strenge Innehaltung der Trauerzeit forderten. Trug doch sogar der Graf Kunibert

den Flor am Arme ein ganzes Jahr, obgleich er im Herzen noch nie um die Gattin getrauert, deren Schönheit nur einmal im Sarg sein kaltes Herz gerührt hat. Heute trug die Kleine ein weißes Kleidchen mit lichtblauen Schleifen garnirt, die Fülle der blonden Locken hielt ein blaues Band aus der kleinen Kinderstirn, unter der die großen blauen Augen so sinnend und ernst in die fremde, unbekannte Welt schauten. Sie erinnerte an den Engel, von dem sie Reginald erzählt, der die Menschen in den Himmel hole; das empfand auch Reginald, der trotz der Sonnengluth in der freien Mittagstunde wie gewöhnlich am Gitterthor stand und sie längst erblickt, noch ehe sie ihn gesehen hatte. Sein Herz jauchzte auf, denn schöner, dimmlischer noch, als an jenem Tage im schwarzen Trauerkleid, stand heut das kleine Grafenkind vor ihm. Da hatte sie das Gitter erreicht und ihn gesehen, aber sie empfand nicht die Freude des Wiedersehens, die er empfand, ihr hatte ja der Vater dieselbe längst zerstört, sie träumte den Robinsontraum fort und wollte es heute einmal wagen, einen Schritt aus dem väterlichen Besitztum in die große, fremde Welt zu thun. Draußen stand ja ein Diener, ein Untergebener, der sie beschützen mußte.

„Du, mach' mal auf“, herrschte sie ihm zu in jenem Tone, in dem sie das ganze Schloß kommandirte.

Eine kalte Hand griff rauh in die Traumwelt des Knaben, das war das süße Kind nicht mehr, das einst zu ihm gesprochen; schweigend öffnete er die Thür und vorsichtig, als ob das große Weltmeer, worin Robinsons Insel lag, um die väterliche Parkmauer brannte, that Trudchen den ersten Schritt auf die Dorfstraße.

„Du hast wohl gewaltig das Kommandiren gelernt, kleines Schloßfräulein“, sagte er in seinem Unmuth.

„Du, so hast Du nicht mit mir zu reden“, erwiderte sie schnippisch, „ich bin das Schloßfräulein, das redet man nicht mit du an, ich bin viel mehr wie Du.“

„Das letzte weiß ich recht wohl“, begann Reginald von Neuem in schmerzlicher Bitterkeit, denn der poetische Hauch, mit dem er das Phantasiegebild seiner Erinnerung umgeben, schwand bei jedem Worte, welches das Kind zu ihm sprach, „aber ich gehöre nicht zu Deiner Dienerschaft, da brauchst Du mich auch nicht zu kommandiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Zürich. In Ostikon ersticken, wie das Luzerner „Vaterland“ meldet, infolge ausgelassenen Weines der Wirth Konrad und ein Gast. Die dem Tode nahe Kellnerin hofft man zu retten. Das Mädchen ging in den Keller, um für einen Gast Wein zu holen. Unten erlosch das mitgebrachte Licht sofort, das Mädchen stürzte und im Fallen schlug es den Hahn eines Fasses aus; dessen Inhalt ergoß sich in den Keller. Durch das lange Ausbleiben des Mädchens besorgt, ging der Wirth selbst in den Keller, hatte aber kaum den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er ebenfalls bewußtlos hinsiel. Der Gast nun, dem das Ausbleiben beider auffiel, ging in den Keller, das gleiche Schicksal ereilte ihn. Die beiden Männer sind erstickt, während man das Mädchen zu retten hofft. Der Keller ist ein dumpfer Raum ohne jegliche Ventilation; die durch die Gährung gebildeten giftigen Gase hatten keinen Ausweg.

— Wie man Hühnerer conservirt, dafür giebt die naturwissenschaftliche „Correspondenz Urania“ folgende Recepte: Zunächst sind die Eier gründlich zu reinigen, dann einige Zeit in starke Kochsalzlösung zu tauchen und darauf in luftigen Holzlöcher in Torfmull verpackt an trocknen, luftigen Orten aufzubewahren. Von 100 so behandelten, im Herbst in den Torfmull gepackten Eiern, welche im Winter zur Verwendung kamen, waren nur drei verdorben, und auch diese wahrscheinlich zur Zeit der Behandlung schon nicht ganz frisch. Torfmull verhindert nämlich die Vermehrung einer großen Anzahl Bakterienarten, diese aber sind es, welche, auch durch die unzerstörte Eischale dringend, die Eier verderben. Eine zweite Methode besteht darin, daß man eine Messerspitze übermangansaures Kali in zwei Litern Wasser löst, in einer solchen Lösung die vorher gut gesäuberten Eier eine Stunde lang liegen läßt, sie dann gut abtrocknet, in reines Papier einwickelt und in einen Korb oder eine Kiste verpackt an einem trocknen, frostfreien Ort aufbewahrt. So behandelte Eier hielten sich 6—7 Monate lang frisch und verloren nichts von ihrem Wohlgeschmack, während Kalkler, sowie in Stroh oder Häcksel verpackte Eier bald einen unangenehmen, dumpfigen Geschmack anzunehmen pflegen.

— Der freundliche Alte. Freitag Abend traf der 30 Jahre alte Goldarbeiter L. aus Stettin auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin ein und wurde sofort beim Verlassen des Zuges als Provinziale erkannt. Ein junger Mann näherte sich ihm freundschaftlich, verwickelte ihn in ein Gespräch und hatte leichte Mühe, den Unerfahrenen in ein Wirthshaus nahe am Bahnhof zu verschleppen. Wie aus reinem Zufall traf man dort einen etwa 60 Jahre alten Greis, dessen mit einem Vollbart umrahmtes Gesicht den Eintretenden wohlwollend entgegenleuchtete. Man

setzte sich zu ihm und war alsbald in der heitersten Unterhaltung. Der junge Mann wurde „leider durch Geschäfte“ abgerufen, konnte aber getrost seinen neuen Bekannten der Führung des erfahrenen alten Herrn anvertrauen. Dieser nahm sich auch denn des Stettiners in der zuvorkommendsten Weise an und erbot sich sogar, ihm ein passendes Unterkommen zu verschaffen. Auf dem Wege dahin wurden aber noch verschiedene Wirthschaften besucht, bis man des Guten genug gethan hatte, und die vorgeschrittene Zeit den Weg nach der Schlafstube aufzusuchen gebot. Sonnabend Abends gegen 6 Uhr saß auf einer Bank am Koppensplatz ein Mann ohne Hut und Stiefel, der aus einem todesähnlichen Schlaf kaum zu wecken und von der herblichen Nachtluft fast erstarrt war. Es war der Stettiner Goldarbeiter, der über sein Schicksal die folgenden Angaben machte. Auf der Suche nach einem Nachtquartier sei er mit dem Alten auf den Platz gekommen, wo der Begleiter, angeblich infolge der genossenen Getränke ermüdet, eine kurze Rast vorgeschlagen habe. Während sich Beide auf eine Bank niederließen, habe der Alte ihm aus seinem Vorrath eine duftende „Havana“ dargeboten, durch die er nach wenigen Zügen betäubt worden sei. Der freundliche Greis hat nun seine Rolle mit der eines Diebes gewechselt und den Fremden vollständig ausgeplündert. Außer den Kleidern fehlten dem Fremden die Börse mit etwa 48 Mk. und ein Bündel, das einen vollständigen Jacket-Anzug enthielt. Es scheint festzustehen, daß der junge Mann, der den Goldarbeiter L. auf dem Bahnhof in Empfang nahm, dem alten Gauner als Schlepper dient.

— Eine eigenartige Liebhaberei hat der König von Italien. Der Monarch ist nämlich ein leidenschaftlicher Freund von Regen und Unwetter; je drohender die Witterung, desto lieber reitet er aus. Es ist ihm ein Genuß, sich von Sturm und Regen peitschen zu lassen und den Elementen gegenüber seine eisenfeste Gesundheit zu erproben. Seine Jagdpartien bei Castel Porziano in der römischen Campagna unternimmt er fast regelmäßig beim schlechtesten Wetter, und manchem Augenzeugen ist es noch in lebhafter Erinnerung, wie bei der Einweihung der Margherita-Brücke in Rom, als der Bürgermeister unter dem von einem Stadtsoldaten gehaltenen Schirm seine Rede hielt, der König mit bloßem Haupt und mit zufriedenster Miene dem triefenden Regen Stand hielt.

— Eine aufregende Scene, welche sich indes schließlich in die größte Heiterkeit auflöste, spielte sich am Freitag Abend zwischen 8 und 9 Uhr auf dem Neustädtermarkt in Hildesheim ab. Die „Hild. Zig.“ berichtet darüber: Auf dem Dache eines dortigen Hauses trieb nämlich, so wurde wenigstens behauptet, ein Mondsüchtiger sein unheimliches, halbbrecherisches Wesen. Mit Bligesschnelle verbreitete sich diese Kunde in den benachbarten Straßen, und bald hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, um ängstlich den Bewegungen des Unglücklichen zu folgen. Obgleich einige der Zuschauer gar nichts Auffälliges auf dem Dache wahrnehmen wollten, fanden sich doch Viele, welche trotz der herrschenden Dunkelheit die Wanderung des Mondsüchtigen deutlich beobachteten. Selbst die Versicherung einiger Anwesenden, daß bei dem vollständigen Mangel an Mondschein die Sache höchst unwahrscheinlich sei, konnte die Ueberzeugung der meisten Zuschauer nicht erschüttern. Schließlich faßten sich einige derselben ein Herz und versuchten, den Unglücklichen aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Unter athemloser Spannung sahen die Untenstehenden, wie die Retter aus einer in der Nähe des Dachfirsten befindlichen Bodenlücke mit einer brennenden Laterne zum Vorschein kamen, welche letztere den Mondsüchtigen jedenfalls aus dem Schlafe erwecken und vielleicht seinen Sturz aus der schwindelnden Höhe zur Folge haben konnte. Die Laterne wurde in immer größerer Nähe des Unglücklichen gebracht — und jetzt kam der kritische Moment — jetzt beleuchtete das Licht der Laterne deutlich statt des vermeintlichen Mondsüchtigen einen Schornstein, welcher in vollständiger Ruhe seinen alten Platz behauptete. Daß diese Entdeckung eine ungeheure Heiterkeit verursachte, läßt sich denken; beschämt zogen indes diejenigen von dannen, welche so genau die wandernden Bewegungen des — mond-süchtigen Schornsteins wahrgenommen haben wollten. Wahrscheinlich hatte sich zuerst ein Spaßvogel einen Witz erlaubt, und dann hatte die Einbildungskraft bei den meisten ein leichtes Spiel gehabt. Es befinden sich nämlich auf dem unheimlichen Hause mehrere Schornsteine, und je nachdem man unten auf der Straße seinen Platz ändert, nimmt der eine derselben ansehnend eine andere Stellung ein, wodurch Viele die Ueberzeugung erlangten, daß dies die wandernden Bewegungen des vermeintlichen Mondsüchtigen seien.

— Was ist ein Klavier? Als Japaner zuerst nach Europa kamen, soll dieselben nichts so sehr in Verwunderung gesetzt haben, als jenes musikalische Ungethüm, das unseren Ohren manche heitere, aber vielleicht ebenso viel qualvolle Stunden bereitet: das Klavier. Durch die Ausplauderei eines Nichtverschwiegenen drang damals ein Bericht an die Öffentlichkeit, welchen die fremden Gäste nach ihrer Heimath an den Taikun absandten. Darin befindet sich folgende Stelle: „Die Europäer wissen einem großen vier-